

## *das buch zum thema*

---

NIKOLAUS LOBKOWICZ · EICHSTÄTT

### JACQUES LE GOFF – LACHEN IM MITTELALTER

In einer seiner sechs im eigentlichen Sinne biologischen Abhandlungen, die zusammen einen erheblichen Teil seines Gesamtwerkes ausmachen, heute aber fast niemand mehr auch nur durchblättert, erwähnt Aristoteles, das einzige Lebewesen, das lache, sei der Mensch. Er muss bei dieser Bemerkung vor Augen gehabt haben, was man als «schallendes Gelächter» bezeichnet. Denn einerseits kennt jeder langjährige Besitzer eines größeren Hundes das verschmitzte Grinsen seines Lieblingstieres, wenn es ungesehen etwas angestellt hat, von dem es hofft, dass sein Herrchen es entdecken und spaßig finden wird. Andererseits teilte der Stagirite offenbar die Auffassung nahezu der gesamten Antike, lautes Lachen sei im Grunde vulgär, nicht zuletzt deshalb, weil es durch den Anblick des Lächerlichen hervorgerufen wird, wie es etwa der Zuschauer von Komödien erlebt, die – schon Platon spricht davon in den *Gesetzen* – eine Nachbildung «hässlicher Körper und Gedanken» sind. *έλωζ*, Lachen oder Gelächter, wurde in der Antike und lange danach vornehmlich mit grobem Spott, nicht mit Fröhlichkeit identifiziert. Noch in Ciceros *De oratore*, einem Werk, das die griechische Rhetorik fortsetzt und weiterentwickelt, heißt es, man errege Lachen, «indem man die Charaktere anderer verspottet, seinen eigenen von einer lächerlichen Seite zeigt, Hässliches mit noch Hässlicherem vergleicht, Verstellungen

*NIKOLAUS LOBKOWICZ*, geb. 1931, seit 1994 Direktor des Zentralinstitutes für Mittel- und Osteuropäische Studien der Katholischen Universität Eichstätt. Mitherausgeber dieser Zeitschrift.

anwendet, etwa ungereimte Äußerungen tut, Torheiten rügt». Eine der wichtigsten Gründe des Lachens, so Cicero, seien enttäuschte Erwartungen, der Gegensatz zwischen hohen Erwartungen und geringem Resultat, wie ihn der berühmte Vers im *Liber de arte poetica* des Horaz festhält: *parturient montes, nascetur ridiculus mus* («Berge kreisen und es kommt zur Welt eine lächerliche Maus»). Noch Kant wird Ähnliches im § 54 seiner *Kritik der Urteilskraft* schreiben: Lachen sei «ein Affekt aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in nichts».

Kein Wunder also, dass Clemens von Alexandrien in seinem um 200 n. Chr. geschriebenen Text über christliche Sittsamkeit, dem *παιδαγωγός*, zwar zugesteht, gewiss würde nur der Mensch lachen, aber gleich hinzufügt, Wiehern sei ein Wesensmerkmal von Pferden und gerade Pferde würden nicht ständig wiehern. Offenbar war auch er, ein gebildeter und ungemein belesener Grieche, der Meinung, Lachen sei letztlich eine körperliche (bei Kant wird es heißen: «konvulsivische») Reaktion, die eben deshalb von sittsamen Menschen kontrolliert, ja soweit möglich unterdrückt werden muss. Die meisten frühen Kirchenväter, sehr ausdrücklich z. B. Hieronymus, lehnten den Besuch von Komödien als eines Christen unwürdig ab. Und da gerade bei Komödien am meisten gelacht wird, und zwar über andere Menschen, fiel auch das Lachen als solches unter diese Zensur, zumal in den Evangelien nicht ein einziges Mal berichtet wird, Jesus habe gelacht oder auch nur gelächelt. Noch in den Zeiten der Gegenreformation wirkt diese Beobachtung nach; nicht nur die Jansenisten, sondern auch Armand de Rancé, der Begründer des Trappisten-Ordens, lehren im 17. Jahrhundert, fromme Christen, zumal Kleriker, sollten nicht lachen. Es wäre interessant der Frage nachzugehen, ob und inwiefern auch die Byzantiner dieser Meinung waren (unter den Ermahnungen des syrisch schreibenden, 1920 von Benedikt XV. zum Kirchenvater erhobenen hl. Ephräm, 4. Jahrhundert, gibt es eine gegen das Lachen von Mönchen); denn während der Griechen deutlich zwischen «lachen» (*γελάν*) und «lächeln» (*μειδιάν*) unterscheiden konnte (und das Hebräische sogar zwei verschiedene Worte für das fröhliche und das spöttisch herabsetzende Lachen kennt, *sahak* und *la'ak*), hatte der Lateiner im Grunde nur ein Wort zur Verfügung: *risus*, von dem dann selbst das Wort für «schmunzeln» abgeleitet ist (*subridere*), was sich bis heute im Französischen auswirkt: «schmunzeln» und «lächeln» kann man im Grunde nur mit *sourire* übersetzen.

Freilich findet man im Mittelalter auch andere Überlegung über Jesu fehlendes Lachen. Kurz vor dem Ende des 12. Jahrhunderts fragt sich ein sonst wenig bekannter Compiler, warum denn, wo doch das Lachen *proprium est hominis a natura datum*, eine dem Menschen von seiner Natur gegebene Eigenheit ist, der Mensch gewordene Gott nie gelacht haben soll, und antwortet: «Vielleicht hat er gelacht, aber man hat uns darüber nicht

berichtet». Um dieselbe Zeit schreibt Johann von Salisbury, ein Freund des Thomas Becket und die letzten vier Jahre seines Lebens Bischof von Chartres, der Christ könne sich von Zeit zu Zeit sehr wohl eine *modesta hilaritas*, besonnene Heiterkeit, gönnen und dürfe sich deshalb nicht scheuen, lustigen Erzählungen zuzuhören oder an komischen Theateraufführungen teilzunehmen. Man sollte dergleichen bedenken, wenn man das Anfang dieses Jahres im Verlag Klett-Cotta erschienene Büchlein *Das Lachen im Mittelalter* von Jacques Le Goff zur Hand nimmt. In den Rezensionen der Tageszeitungen ist es teils als das Meisterwerk eines «Poeten der Geschichte» gerühmt, teils als «leichtherzige Schlamperei» verrissen worden. Le Goff, der in diesem Jahr achtzig Jahre alt wird, zählt zweifellos zu den bedeutendsten Mediävisten der Gegenwart; u.a. ist er einer der Begründer der (wie die Franzosen es etwas pompös nennen) *Nouvelle Histoire*, einer Geschichtsschreibung, die weniger an der Abfolge der Ereignisse als an begrifflicher Erfassung der Lebensumstände einer jeweiligen Epoche interessiert ist. In Deutschland ist er bisher vor allem durch die vor vier Jahren ebenfalls in Verlag Klett-Cotta erschienene monumentale Studie über Ludwig IX, den ersten und einzigen heilig gesprochenen König Frankreichs (dessen Lebensdaten übrigens fast dieselben sind wie jene Thomas von Aquins, den er einmal zum Essen eingeladen haben soll) bekannt geworden.

Auch abgesehen davon, dass die Übersetzung aus dem Französischen von Jochen Grube stellenweise zu wörtlich ist und deshalb gelegentlich ein wenig hölzern wirkt, kann man darüber streiten, ob der Verlag dem mit Recht berühmten Mittelalterforscher mit dieser Veröffentlichung einen guten Dienst erwiesen hat. Nur etwas über die Hälfte der fast 130 Seiten enthält Texte (und Fußnoten) von Le Goff; der Rest ist ein Nachwort von Rolf Michael Schneider, der in München Klassische Archäologie lehrt. Aber selbst die Texte von Le Goff, die dem 1999 erschienenen mächtigen Sammelband *Un Autre Moyen Âge* entnommen wurden, sind Gelegenheitsaufsätze. Die Folge ist, dass der Titel des Bändchens irreführt: es ist keineswegs eine auch nur annähernd umfassende Untersuchung über das Lachen im Mittelalter, sondern höchstens eine Sammlung von Hinweisen auf den Einfluss der kirchlichen Tradition, zumal von Ordensregeln, auf die mittelalterliche Lachkultur, und zwar streng genommen nur bis zum 13. Jahrhundert. Ohne dass der Verfasser dies wohl beabsichtigte, entsteht dadurch der Eindruck, im Mittelalter sei Lachen die längste Zeit verpönt gewesen. An einer Stelle beruft sich Le Goff auf einen Abschnitt im erstmals 1948 erschienenen Buch *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* des deutschen Romanisten Ernst Robert Curtius; bei der Lektüre dieses Abschnittes (es ist der Exkurs «Scherz und Ernst in mittelalterlicher Kultur») sei ihm, Le Goff, «der erste Groschen» gefallen. Aber gerade Curtius hatte betont, dass selbst die Kirche im Mittelalter «von rigoristischer Ablehnung

bis zu wohlwollender Duldung des Lachens alle Möglichkeiten offen ließ». Dass man im Mittelalter gerne gelacht hat und sich dessen keineswegs schämte, illustriert er u.a. durch Beispiele absichtlich komischer Szenen in Heiligenviten.

Am Ende ist das unter Le Goffs Namen erschienene Büchlein vor allem deshalb interessant, weil es u.a. der Frage nachgeht oder sie doch aufwirft, warum wohl die klassischen Ordensregeln dem Mönch so entschieden das Lachen untersagten. Neben dem Vorbild Jesu, der Warnung vor *stultiloquium* und *scurrilitas* im Epheserbrief 5,4 und einigen Stellen im Alten Testament, mit dem das Mittelalter ja ungleich vertrauter als wir Spätlinge war, etwa Eccl 24,20 (während der Weise höchstens lächle, lache der Tor lauthals), hat es, so meint Le Goff unter Bezugnahme auf die *Regula magistri*, mit dem ungezügelter Öffnen des Mundes zu tun. Die Augen sind Fenster und der Mund ist ein Tor, verbinden uns somit mit der Außenwelt. Sie sind damit zwei Öffnungen für das Eindringen der Sünde. «Die Augen können Neidgefühle herein- und der Mund lästerliche Reden hinauslassen»(57). Indem er schweigt, den Riegel der Zähne vorschiebt, setzt der Mönch nicht nur das antike Würde-Ideal fort, sondern verhindert er auch das Eindringen der Sünde.

Das im Grunde zu lange und nicht immer schlüssige Nachwort von R.M. Schneider illustriert das Problem u.a. durch eine Analyse des Reliefbildes des Jüngsten Gerichts über dem sog. «Fürstenportal» des Bamberger Doms, das um 1230 entstanden sein dürfte. Die links dargestellten Seligen (deren Abbildung auch den Buchumschlag schmückt) lächeln mit dicht verschlossenem Mund, die Verdammten – darunter ein Papst und ein König – «wiehern vor Gelächter», während sie, mit einer großen Kette aneinander gebunden, zur Hölle hinabgeführt werden. Zumal unter dem Einfluss Franz von Assisis, der seine Mitbrüder aufgefordert hatte, auch bei Qualen fröhlich zu bleiben und insofern stets ein «heiteres Gesicht» (*vultus hilaris*) zu zeigen, sei es in dieser Zeit schon zu einer «Kasuistik des Lachens und Lächelns» gekommen. In diesem Zusammenhang ist wohl auch der *risus paschalis*, das durch das «Ostermärlein» veranlasste «Osterlachen», zu verstehen, das den Prediger am Ostersonntag verpflichtete, eine Predigt zu halten, die zum Lachen verführte. Der Ursprung dieser bis ins 14. Jahrhundert zurückreichenden Sitte, die vermutlich in Bayern entstand, gelegentlich aber sogar in orthodoxen Kirchen nachweisbar ist, ist unklar; Le Goff erwähnt sie nur kurz. Einerseits wurde sie als eine Art Wiederkehr des Karnevals verstanden, als Erneuerung der Fröhlichkeit nach Wochen strengen Fastens; andererseits bezog man sie auf die Seligpreisung (Lk 6,21), laut welcher jene, die heute weinen, am Ende lachen würden. Da diese Sitte gelegentlich zu üblen Scherzen verführte, versuchte Clemens X. in den 70er Jahren des 17. Jahrhunderts, sie abzuschaffen, aber in Bayern scheint

sie bis zu einem Erlass Maximilian III. aus dem Jahre 1853 üblich gewesen zu sein.

Trotz zahlreicher interessanter Hinweise legt man das Büchlein, nachdem man es zuende gelesen hat, ein wenig unbefriedigt zur Seite, zumal, wenn man vor einem halben Jahrhundert die atemberaubende Belesenheit des erwähnten deutschen Romanisten bewundert und sich durch die Lektüre seines Buches, dessen Widmung nicht zufällig an Aby Warburg erinnert, von der viel zu einfachen Mittelaltervorstellung der Thomisten von damals befreit hatte. Unwillkürlich denkt man an den Satz Voltaires, den Le Goff selbst einmal zitiert: wer nach Gründen für das Lachen sucht, sei nicht fröhlich. Man hat am Ende nicht viel mehr gelernt, als dass Historiker heute intensiv Fragen nachgehen, die noch vor fünfzig Jahren kaum jemand eingefallen wären. Und vielleicht noch dieses: zwar wohl nicht das Lachen, aber die Einstellung zu ihm ist ein kulturelles und insofern geschichtliches Phänomen. Aber vielleicht z.T. auch das Lachen selbst: es gibt ja auch eine Geschichte des Witzigen und der Witze...